

# Leben in der Klinik

Autor(en): **Kanitz, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **92 (1983)**

Heft 5

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-548192>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Leben in der Klinik

## Versuch einer Annäherung

Hans Kanitz

### *Erster Tag*

An der Rezeption geht es zu wie im Hotel: Formulare, Unterschrift, Zimmereinweisung. Nur der Schlüssel fehlt, die Nummer genügt. Und auch dies wie im Hotel: eigener Leuchter und eigenes Bild, Bücher und Zeitschriften als erstes auf den Tisch, Bettlänge kritisch untersucht, Lampen und Wasserhähne kontrolliert. Soweit Vertrautes. Ich habe mich kaum eingerichtet, da werde ich schon «versorgt»: Blutdruck und Gewicht, Temperatur und EKG, Essenswünsche und Frage nach dem Befinden. Die Schwester heisst Pia. Sie ist mit mir zufrieden, ich bin für sie offenbar kein schwerer Fall. Plötzlich zieht auch bei mir Zufriedenheit ein, ich lasse mich los, und Gelassenheit erfüllt mich. Zwei Zeilen von Paul Gerhardt fallen mir ein: Ich weiss, mein Gott, dass all mein Tun und Werk in Deinem Willen ruhn. Es sind viele Schwerkranke auf der Station, sagte Schwester Pia. Ich habe Zeit, für sie zu beten.

### *Vierter Tag*

Ich wollte jeden Tag hier beschreiben, aber ich war selbst das Papier, auf dem geschrieben wurde. Vom Putzmädchen bis zum Arzt hat hier jeder das Recht, seine Spuren in meinem Tageslauf zu hinterlassen und seine Einteilung zu bestimmen. Ich wurde zum Mitglied der «geräuschlos-funktionierenden-Klinik-GmbH» und unaufdringlich ermahnt, den Tagesablauf nicht zu stören. Zweimal tat ich es inzwischen doch – mit zweifachem Erfolg. Ich werde nicht mehr von der Nachtschwester zwischen 5 und 6 Uhr früh wegen des Fiebermessens geweckt und darf auch ungestört meinen Mittagsschlaf halten. Auf Umwegen über meine Frau erfuhr ich, dass mir allsogleich das Etikett «sensibel» dafür angeheftet wurde. Wie heisst das Gegenteil davon? Mir fällt kein Wort ein, vor dem der «Sensible» die Waffen strecken müsste. Aus dreimal

Abend und dreimal Morgen nun also der vierte Tag. Heute wird wohl der Reigen von Laborantinnen, Röntgen-damen und Massageherren ausbleiben und dafür den Stationsgeistern die Bahn ganz frei machen. Es regnet. Der nötige Spaziergang am Nachmittag fällt dahin und ins Wasser. Die Stationsschwester sah diese freiheitliche Regung anfangs ohnehin nicht gern. Bett ist Bett, und Strasse ist Strasse. Draussen regeln Männer den Verkehr, hier bestimmen Frauen. Eine Enklave des Feminismus.

### *Sechster Tag*

Was ich befürchtete, hat sich bewahrheitet. Seit Jahrzehnten habe ich mir über die abendliche und nächtliche Blumenparade auf den Spitalkorridoren den Kopf zerbrochen. Kein Argument sprach dafür, den Kranken während langer Stunden von Einsamkeit und oft auch Schlaflosigkeit die Blumen fortzunehmen. Gestern, am fünften Tag, wollte ich es endlich wissen und fragte Schwester Gertrud – sie teilt sich mit Pia in die Verantwortung – nach dem Grund. Die Antwort bestätigte, was ich, nicht nur bei dieser Tätigkeit, in Kliniken und Spitälern beobachtete: Beschäftigungstherapie. Um diese Zeit, sagte Schwester Gertrud, haben die Mädchen auf der Station ohnehin nichts anderes zu tun. Darum also. Das war verblüffend ehrlich, und ich kann nun mit noch besserem Gewissen tun, was ich schon vorher tat: zehn Minuten später die Rosen meiner Frau wieder ins Zimmer hereinholen. Auch Patienten soll man ja beschäftigen. Im übrigen hat sich das Balancespiel zwischen Freiheit und Pflichten inzwischen bewährt. Der Arzt tut sicher, wie man so sagt, sein bestes. Ob es mir auch gut tut, kann ich noch nicht beurteilen. Spritzen und Tabletten gegen eine Krankheit, deren Ursache und Verlauf noch weithin dunkel sind, können nicht mehr als Annäherungsversuche sein.

Sie sind mir, der ich gleiches bei den Klinikgesetzen versuche, ähnlich.

### *Siebter Tag*

Jener also, an welchem der Schöpfer von seinen Werken ruhte und an dem Juden wie Christen, am Sabbath oder Sonntag, es ihm gleich tun oder tun sollten. Die Messe in der Hauskapelle war überfüllt. Hier schlägt laut das Herz dieser Klinik, das sich sonst hinter den zahllosen Hantierungen oft nur gedämpft hören lässt. Unhörbar aber – das weiss ich nach einer Woche – ist es nie. Höchstens für den, der es nicht hören will. Die Freundlichkeit von Schwestern und Helferinnen ist die gleiche, sie lassen uns ihren Sonntagsdienst nicht entgelten. Auch das Essen ist, wie immer, viel zu gut. Der Spaziergang, dringend nach den Regentagen herbeigewünscht, war mir durch den Autocorso im Quartier um die Klinik rasch verleidet. Ich flüchtete aus Lärm und Gas wieder in mein Zimmer. Später fragte mich meine Frau, ob ich mich auf die Heimkehr freue. Ich hätte ihr zuliebe gern «Ja» geantwortet, blieb aber die Antwort schuldig; noch weiss ich es nicht.

### *Neunter Tag*

Die letzte Nacht lag ich stundenlang wach. Wahrscheinlich herrschte zwischen den Medikamenten ein Hausstreit; ob die stimulierenden oder die beruhigenden sich durchsetzen. Seit meiner Studentenzeit habe ich viele Wach-Nächte in Krankenzimmern verbracht. Ist man aber Nachtwächter und Patient in einer Person, haben die beiden es schwer miteinander. Erst heute früh konnte ich mir plötzlich die Frage beantworten, welche in der Nacht offen geblieben war: morgen, am zehnten Tag, will ich wieder nach Hause. Das sagte ich dann bei der Visite dem Arzt. Er verstand meine Begründung. Ich darf mich bei meinen reduzierten Kräften nicht ständig umsorgen lassen. Die Erhaltung der knappen Substanz gelingt am ehesten, wenn Aufgaben erfüllt werden. Sie sind bei mir bescheiden genug. Ich habe aber in diesen fast zehn Tagen doch gespürt, dass ich ohne diese Pflichten unglücklich wäre. Der Versuch, mich der Welt einer Klinik wieder einmal zu nähern, führte mich zu mir selbst zurück. Es waren schon darum gute Tage, für die ich dankbar bin. □